

(Nachdruck verboten.)

24]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

„Was haben sie nur vor?“ fragen sich die Polizisten, denen die unheimliche Ruhe der Leute nicht geringere Sorge bereitet als die entschlossene Haltung und das ironische Lächeln, das ihre Mundwinkel umspielt.

Die hohen Bogenfenster im linken Flügel des zweiten Stockwerks des alten Rathshauses sind hell erleuchtet. Die Sitzung scheint noch nicht zu Ende zu sein. Man ist gerade im Begriff, zur Abstimmung zu schreiten, über deren Ergebnis kein Zweifel herrscht, denn alle diese Herren verständigen sich wie feilschende Händler auf dem Markt.

Neun Uhr. Beim letzten Glockenschlag läßt Bingerhout einen kurzen Pfiff ertönen, das verabredete Signal für die Kameraden, die sich alle wie ein Mann zur Erde neigen und sich gleichmütig anschicken, die Pflastersteine heraus zu reißen. Die Sache ist im Handumdrehen erledigt, und die Arbeit wird so für ausgeführt, daß die amtseifrigen Schergen ganz umsonst ihre Yungentrost daran setzten, das freiberliche Beginnen zu verhindern.

Zum Zeichen, wie er sich die weitere Entwicklung der Dinge denkt, wirft Jan Bingerhout jetzt einen Pflasterstein in eins der Fenster des Sitzungssaales. Die anderen heben die Arme gleichzeitig, den Stein in der wurfbereiten Faust. Aber auf ein Zeichen Bingerhout's lassen sie die Arme wieder sinken.

„Sachte, sachte, Freunde, vielleicht ist's an der einfachen Benachrichtigung schon genug!“ Er scheint Recht zu haben, denn eben kommt ein Amtsdienner athemlos aus dem Rathhaus gestürzt, um Bingerhout zu melden, daß die Herren des Stadtraths die Entscheidung hinausgeschoben haben.

„Was treiben sie denn noch da oben?“ fragte Bingerhout mißtrauisch und zeigt nach den erleuchteten Fenstern. Der schreckenerregende Bingerhout ist wohl ein Mann, mit dem nicht zu spaßen ist, aber so schlimm, wie er sich den Anschein giebt, ist er nicht. Er kennt die Herren Stadtväter genau und wußte auch, daß der Stein, den er geworfen, keinen Menschen treffen konnte, was er allerdings nur Laurent gesteht.

Die Lichter oben im Saal sind verlöscht. Bürgermeister, Schöffen, Stadträthe treten verlegen und kleinlaut aus dem Rathhausportal, umgeben von einem Heer bewaffneter Trabanten. Man hat die Gendarmen und die Bürgergarde aufgekoten, die Truppen sind in den Kasernen konsignirt und Béjard war sogar dafür, aus Brüssel Militär telegraphisch zu verlangen. Aber die „Nationen“ sind mit dem Ergebnis ihrer kleinen Manifestation ganz zufrieden, sie werfen ihre Pflastersteine zur Erde, gehen wie gutmüthige Riesen, die sich ihrer Kraft bewußt sind, langsam auseinander und lassen sich daran genug sein, die Herren Stadträthe auszuspfeifen. Besonders starkes Pfeifen begrüßt das Erscheinen Béjards, der allen Ernstes für sein theures Leben fürchtet.

Der eingeschüchterte Stadtrath beschließt flugertweise, die brennende Frage bis nach der Erledigung der Kammerwahlen zu verlagern . . .

Bergmans hat sich mit aller Entschiedenheit der Sache der Schauerleute angenommen, und da er bei der Wahl Freddy Béjard's Gegenkandidat ist, treten die „Vaes“ der Schauerengenosenschaften warm für ihn ein. Laurent ist Mitglied eines Vereins gleichaltriger Heißsporne geworden, die sich die junge „Garde der Geusen“ nennt und unter den Berufsgenossen und dem einheimischen Kleinbürgerthum starken Anfang hat.

Je näher der Tag der Wahl heranrückt, desto heftiger entbrennt der Kampf der Parteien. Die Reichen, die über die Presse verfügen, leisten sich ein übriges an grellfarbigen, ins Auge fallenden Plakaten, Aufrufen, Pamphleten und Druckschriften aller Art.

Die Mehrzahl der nach dem Zensusystem Stimmberechtigten steht allerdings auf der Seite der geldmächtigen Progen, die aus Besorgniß, Béjard's Unbeliebtheit könnte auch den anderen Kandidaten ihrer Viste verhängnißvoll werden, nichts unversucht lassen, den Rheder zu bewegen, auf seine Kandidatur

zu verzichten. Dieses Verlangen wurde von Béjard ganz entschieden zurückgewiesen. Er wartete schon gar zu lange, und man schuldete ihm diesen Kammerstich gut und gern für die langjährigen Dienste, die er der Oligarchie geleistet hatte. Dagegen ließ sich freilich nichts Rechtes einwenden. Uebrigens hatte er seine Standesgenossen auch gar zu gut in der Hand. Er wußte gar zu viele kompromittirende Geheimnisse, und zwischen ihm und jenen standen eine Unzahl drohender Gespenster. Die krummen Diebstahlen des ehemaligen Sklavenhändlers hielten Ehre und Vermögen der lieben Freunde. Und dann besaß der Teufelsbursche auch ein Organisations-talent, das seine Mitarbeit unentbehrlich machte. Keiner wußte wie er den Wahlfeldzug zu leiten, die fliegende Kolonne der Gastwirthe seinen Zwecken dienstbar zu machen und im entscheidenden Augenblick wirkungsvoll eingreifen zu lassen. Ohne seine thätige Mit Hilfe war die Niederlage der Partei im Vorhinein besiegelt.

Seine Helfershelfer, die in der Wahl der Mittel nicht eben wählerisch waren, ließen in den Kneipen Getränke auf-fahren und suchten die Wähler zum Zwecke der Bearbeitung in ihrer Behausung auf. Auch brachte es ihr Amt mit sich, in Zahlungsschwierigkeiten befindliche Gastwirthe aufzufinden, um sie durch das Versprechen von Darlehen und Kunden-zuführung zu ködern. Besonders Mißtrauische erhielten wohl auch die Hälfte einer Banknote und die Zusicherung, die zugehörige Hälfte nach erfolgter Stimmabgabe ausgeliefert zu bekommen, vorausgesetzt, daß der Direktor des „Südkreuzes“ als Steger aus der Wahlschlacht hervorgehen sollte.

Anderen Beamten seines umfangreichen Wahlbureaus, das so komplizirt und vielgestaltet wie ein Ministerium war, lag es ob, die für die unsicheren Skantonisten bestimmten Wahl-zettel durch gewisse Zeichen äußerlich kenntlich zu machen, andere wieder beschäftigten sich mit Schätzungen und Wahr-scheinlichkeitsberechnungen und Einteilung der Wählerschaft in gute, schlechte und unzuverlässige Subjekte. Nach dem Voranschlage mußte Béjard mit wenigstens tausend Stimmen Majorität siegen. Er unterließ es gleichwohl nicht, wo er konnte, welche dazu zu kaufen und vertheilt zu dem Zwecke mit vollen Händen das Geld aus der Gesellschaftskasse, ja er griff sogar in seine eigene Tasche. Im Interesse seiner Sache wäre es ihm gar nicht darauf angekommen, sich zu ruinieren.

Seine Wahlagenten bearbeiteten die Bauern im Landkreise und erzählten den braven Landleuten, die so orthodox wie die Aristokratie und obendrein noch über die Maßen abergläubisch sind, die gruseligsten Geschichten. In seiner geschichtlichen Unbildung nahm das Bauernvolk den Namen „Geusen“ im Sinne des Wortes. Der kleinste Stellenbesitzer erinnerte sich schauernd der tollsten Spinnstubenmärchen und sah sich schon geplündert, mißhandelt und sein Haus in Brand gesteckt wie zur Zeit der Kosakenplage. Das fehlte gerade, daß er solche Strauchdiebe und Mordbrenner wählte! Im Dorf-kreislich verbreiteten Béjard's Agenten selbstverständlich die ungeheuerlichsten Gerüchte über Bergmans und leisteten sich Verleumdungen abenteuerlichster Art, die in der Stadt schwer an den Mann zu bringen waren, die hier an den beschränkten Tölpeln aber eine gläubige Gemeinde fanden.

Doer den Berg hatte gegen diese Treiberereien nur seinen Charakter, sein Talent, seine persönlichen Eigenschaften, seine Ueberzeugungstreue, seine Rednergabe und sein gewinnendes Aeußere in die Waagschale zu werfen; da konnte es nicht fehlen, daß er in der Presse, die mit Zeitungsartikeln und Broschüren ausgefochten wurde, den Kürzeren zog; dafür war ihm freilich auch in den öffentlichen Versammlungen, den „Meetings“, in denen die Kandidaten ihr Programm entwickelten, der Sieg beschieden. Man mußte im übrigen der Béjard'schen Klique schon mit Haut und Haar ergeben sein, um die Prosa ihres Helden noch ernsthaft zu nehmen, oder richtiger gesagt, die Prosa Dupouilly's, des Béjard'schen Vertrauensmannes, der Reden und Zeitungsartikel für seinen Herrn zu fabriziren hatte.

Nichts Widerlicheres wie diese von verlogener Humanität, triefenden Bettelsuppen, die einen Nischmasch von den bösesten Provinzialblättern entlehnten Gemeinplätzen, schwulstigen Klischees, schimmeligen Aphorismen und höhlklingenden Verlegenheitsphrasen darstellten. Eine Rhetorik, die auf so niederer Stufe stand und von solch salphem Pathos erfüllt war, daß

sich selbst die Worte zu schämen schienen, all diese Lügen und all den Schmutz verdecken zu müssen.

Am Vorabend der Wahl fand in den „Variétés“, einem geräumigen Tanzlokal, in dem die politischen Schaustellungen mit den Fastnachtmaskeraden wechselten, ein großes „Meeting“ statt. Und da geschah Ehren-Béjard etwas, was ihm all die Jahre hindurch, seit er der aus Schwachköpfen und feilen Kreaturen zusammengesetzten Gemeinde seine geschraubten Vorträge, die er stets und immer mit der gleich eintönigen, näselnden Stimme herunterschnarrte, aufsuchte, noch nie begegnet war: er wurde in aller Form ausgepöfien, ja er konnte seine Rede nicht einmal zu Ende bringen. Die sturmgepeitschte Menschenwelle, die eben erst eine zündende Philippika Bergmans in der Tiefe aufgewühlt hatte, brandete wie eine verderbenbringende Sturmfluth gegen den Vorstandstisch. Das Podium wurde im Sturm genommen, der Tisch über den Haufen gerannt, die grüne Tischdecke herumgeschleift und in Stücke gerissen, das für die Redner zur Labung bestimmte Wasser nähte den Boden, die Präsidentenglocke flog in die Erde, und um ein Haar wäre es den Veranstalter des Meetings an den Kragen gegangen, wenn sich die klugen Leute beim Klagen des Wirbelsturms nicht bei Zeiten in Sicherheit gebracht und dem Volke das Feld geräumt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Am Himalaya.

(Schluß.)

Als der englische Reisende Landor beschlossen hatte, trotz des Verbotes der tibetanschen Behörden in Tibet einzudringen, wollte er zunächst versuchen, seine Leute, 30 Mann, die er zum Tragen der Lasten angeworben hatte, über den hohen Mangschang-Berg in das verbotene Land zu führen. Auf diese Weise konnte er hoffen, den feindlichen Wachen zu entgehen und einen großen Vorprung bei dem Marsch ins Innere zu gewinnen. Er befand sich bereits in der Region des ewigen Schnees, als er den britischen Boden verließ. Zwar ist im Himalaya bei seiner viel südlicheren Lage die Schneegrenze bedeutend höher als in den Alpen, wo sie bei etwa 2800 Metern liegt; aber die Expedition bewegte sich bereits in Höhen von etwa 4000 Metern, wo an den Südhängen des Himalaya der Schnee nicht mehr zum Schmelzen kommt. Der Mangschang erreicht die Höhe von 6700 Metern. Um die Möglichkeit des Uebersteigens zu prüfen, machte sich Landor mit sieben Begleitern von dem Lagerplatz, der sich bereits 4920 Meter über dem Meeresspiegel befand, also 110 Meter höher als der Mont Blanc, der höchste Gipfel in Europa, auf den Weg. Er mußte sich bald überzeugen, daß ein Uebersteigen mit schweren Lasten völlig unmöglich war; schon bevor 6000 Meter erreicht waren, blieb ein Begleiter, von der Bergtranchheit ergriffen, zurück. In 6250 Meter Höhe folgte ein zweiter und bei 6400 Meter Höhe brach ein dritter zusammen. Trotzdem versuchte Landor, den Gipfel zu erklimmen, um von dort aus die Schnee-Verhältnisse an der Nordseite des Gebirges übersehen zu können; auch mag der Sporteifer des Bergsteigers sein Theil dazu beigetragen haben. Mit krampfhaft arbeitender Lunge, mit rasend klopfendem Herzen, vollständig erschöpft und von einer fast unüberstehlichen Schläfrigkeit ergriffen, erreichte er mit dem letzten Begleiter schließlich den Gipfel, wo der Begleiter sofort niederfiel und einschlieft. Landor vermochte seine Beobachtungen noch einzutragen und die Gegend zu überblicken, wurde dann aber auch bewußtlos; durch ein Alpdrücken aufgeschreckt, gelang es ihm, seinen Begleiter zu wecken und durch Reiben und Schütteln bewegungsfähig zu machen, worauf der Abstieg in einer halben Stunde vor sich ging, dem neunten Theile der Zeit, die der Aufstieg erfordert hatte.

Man mußte also den Weg über den niedrigeren Lumpitah-Paß nehmen, der jedoch auch die Höhe von 5500 Metern überragt, so daß sein Passiren seitens der Träger mit ihren schweren Lasten als eine Leistung ersten Ranges bezeichnet werden muß. Den Einmarsch ins Innere verwehrt jedoch eine starke tibetansiche Trippenabtheilung. Landor wollte aus begreiflichen Gründen Blutvergießen von Eingeborenen vermeiden, obwohl dieselben nach seinen Schilderungen so feige sind, daß sie einem ernstlichen Angriffe jedenfalls nicht stand gehalten hätten. Er schickte deshalb den Haupttheil der Expedition zurück und drang, von nur neun Mann begleitet, im Dunkel der Nacht in Tibet ein; bei Nacht marschirend und sich bei Tage verbergend, gelang es ihm, aus dem Bereiche der feindlichen Soldaten zu kommen.

Was die Feigheit der Tibetaner anlangt, so ist sie, wenn man den Berichten des englischen Reisenden Glauben schenken darf, ein ganz hervorstechender Charakterzug in ihrem Wesen. Brutal gegen Schwächere, großsprecherisch und prahlerisch, wenn sie sich einem schwachen Gegner gegenüber glauben, werden sie sofort äußerst demüthig und geradezu kriechend, sowie sie bei ihrem Gegner einen festen Willen bemerken. Auch später, als Landor nur noch mit zwei Begleitern — die übrigen hatte er nach Erreichung des Mansarowar-Sees theils entlassen, theils waren sie entlaufen — genügte bei seinen öfteren Zusammenstößen mit tibetanschen Soldaten in Trupps

von 30, 50 und selbst mehreren Hunderten das bloße Anlegen des Gewehres, um den ganzen Haufen zu schleuniger Flucht zu veranlassen oder zu bewirken, daß sie ihre Flinten auf die Erde legten und die Junge herausstreckten, was in Tibet ein Zeichen der Achtung und Ehrerbietung, sowie der freundschaftlichen Begrüßung ist.

Und nicht nur die Soldaten, auch die Räuberbanden, von denen das Land wimmelt, zeigten sich von gleicher Feigheit. Infolge dessen konnte Landor mit den vielen Räuberbanden, denen er auf der Landstraße vom Mansarowar nach der heiligen Stadt Lhasa begegnete, stets sehr rasch Frieden schließen und mehrfach Lebensmittel von ihnen kaufen. Anfangs waren sie allerdings immer sehr furchtsam und mißtrauisch; sobald sie aber blankes Silbergeld sahen, wurden sie von einer unübertwindlichen Habgier erfaßt. Ueberhaupt ist ihre Habgier wohl nur mit ihrer Feigheit zu vergleichen; selbst hochsichende Beamte gehen für einige Silberrupien auf die demüthigendsten und entwürdigendsten Bedingungen ein. Unter anderm kaufte Landor auch von den Räubern zwei Paks, das ist eine auf den Hochebenen Mittel-Asiens vorkommende Rinderart, die in Tibet als Last- und Reithiere viel benützt wird; auch ihr Fleisch und ihre Milch werden dort sehr geschätzt. Durch die Erwerbung dieser beiden Thiere wurde es Landor möglich, seine nur ängstlich und widerwillig mitgehenden Schota-Begleiter zu entlassen.

Was übrigens die Feigheit der Tibetaner anlangt, so ist doch zu bedenken, daß sie sich hier einem Europäer gegenüber sahen; daß dessen Gewehr bedeutend besser und weittragender war, als ihre eigenen, veralteten Luntens Flinten, mußten sie wohl recht gut wissen, so daß es durchaus verständlich ist, daß sie keine große Lust nach einer näheren Bekanntschaft mit dieser Waffe hatten. Bei den Soldaten, die ihn als den ins Land eingedrungenen Engländer erkannt hatten, den sie ihrem Auftrage gemäß am weiteren Vordringen hindern und lebendig oder todt über die Grenze schaffen sollten, kam noch Aberglaube in der verschiedensten Form hinzu, um ihre Furcht zu vermehren. Es wurde von ihm erzählt, daß er die Macht habe, auf dem Wasser zu gehen und über Berge zu fliegen; auch wurde behauptet, daß man ihn an verschiedenen Orten in Tibet zu gleicher Zeit gesehen habe, daß er außerdem aber die Fähigkeit besitze, sich unsichtbar zu machen, sobald er das wegen der Nähe tibetanscher Soldaten für erwünscht halte. Daß sie mit einem Wesen von so geheimnißvollen Zauberkraften nicht in unmittelbare Berührung zu kommen wünschten, wird man den armen Teufeln nicht allzu stark verübeln dürfen.

Freilich zeigte sich ihre Feigheit auch bei anderen Gelegenheiten, wo sie gegen einander zu streiten hatten. Das ganze Land ist in Distrikte getheilt, die an einzelne höhere Beamte verpachtet sind. Diese haben sich aber im Laufe der Zeit gewissermaßen zu kleinen Lehenskönigen entwickelt, die zum theil mit einander in bitterer Feindschaft leben. Als nun Landor auf seinem Rücktransport nahe bei Takkat an der Grenze angekommen war, traf von dem Jong Pen (Herr der Festung) der Befehl ein, ihn auf dem großen Umwege über den Lumpitah-Paß zu führen, und zwar sollte die Begleitung ihn nur bis zum Paß bringen, und ihn dort mit seinen zwei Gefährten sich selbst überlassen. Da das in jener Jahreszeit der sichere Tod gewesen wäre, so widersetzte sich Landor und fand hierbei unerwartete Unterstützung von etwa 150 Soldaten, die der Tarjum (Lehenskönig) von Barla mit dem strengen Befehle gesandt hatte, zu verhindern, daß Landor seine Provinz bei der Rückreise berühre. Die Soldaten des Jong Pen, die in der Winterzahl waren, zogen sich zurück und die andern führten Landor weiter, wobei sie prahlerische Reden über den Jong Pen und seine Leute führten und versicherten, daß sie sie niedermegeln würden, falls sie ihnen Widerstand zu leisten wagten. Doch alle diese Reden verstümmten plötzlich, als die Mannschaften des Jong Pen wieder in Sicht kamen, und Landor wurde Zeuge des seltsamen Schaupiels von zwei einander gegenüberstehenden Armeen, von denen jede vor der andern Todesangst hatte. Beide Parteien legten mit ängstlichem Eifer ihre Flinten und Schwerter auf die Erde, um ihre friedlichen Absichten zu zeigen. Die dann folgende Verathung fand ihr Ende durch einen Boten, der die Erlaubniß zum Weiterzuge nach Takkat brachte.

Der übergroße Aberglaube jeder Art, in welchem die Tibetaner befangen sind, kam nicht besonders Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß in dem Lande eine Priesterherrschaft der allerärgsten Art besteht. Die Religion der Tibetaner ist der Buddhismus, die tief-sinnige Lehre Buddhas, der um 500 v. Ch. in den Ebenen des Ganges bis zu den Abhängen des Himalaya wirkte.

Speziell in Tibet hat der Buddhismus eine Form angenommen, in der er große Verbreitung gewann. Die Seele jedes Menschen wandert, bevor sie zur vollen Glückseligkeit, zur vollkommenen Ver-nichtung jeder Existenz im Nirwana kommt, zur Läuterung durch die verschiedensten Verkörperungen. Am vollkommensten und heiligsten sind die Priester oder Lama's. Der oberste Priester ist der Dalai Lama, der in der heiligen Stadt Lhasa seinen Sitz hat. Er stellt aber Bedeutend mehr vor, wie etwa der Papst in der katholischen Christenheit; denn er ist nicht nur der Stellvertreter Gottes oder Buddhas, sondern er ist selbst ein Buddha. Beständig nimmt Buddha wieder menschliche Gestalt an; er ist nicht nur einmal, wie Christus, als Erlöser und Heiland in die Welt gekommen, sondern kommt immer von neuem, um für die Lehre und den Glauben zu wirken. So stellt der Dalai Lama in gewissem Sinne Gott selbst vor.

was ihm natürlich in den Augen des Volkes eine ganz besonders hervorragende Stellung verschaffen muß.

Das Volk lebt, von wenigen größeren Städten vielleicht abgesehen und mit Ausnahme der Räuber und der Lamas, in äußerster Armut. Die Lamas dagegen und die Lamafereien (Lama-Klöster), sowie alles dazu gehörige Land und sonstige Eigentum, sind von allen Steuern und Abgaben frei und in jede Lamaferei wird noch für jedes Mitglied eine bestimmte Menge von Abgaben geliefert.

So sehen die Lamas denn auch durchweg trotz der Fasttage, die sie halten, rund und wohlgenährt aus. Diesen Zustand zu ändern, tragen sie kein Verlangen, sondern erhalten das Volk in der äußersten Unwissenheit und in jedem Aberglauben, wodurch sie unentbehrlich werden. Außer ihnen kann wohl in ganz Tibet kaum ein Mensch lesen und schreiben, so daß alle Geschäfte der Verwaltung durch ihre Hände gehen müssen. Dazu kommt, daß sie in großem Umfange geheime Künste ausüben, daß sie Krankheiten durch Beschwörungen und Zauberei zu heilen behaupten, und viele andere Wunder verrichten zu können vorgeben und vor dem leichtgläubigen Volke auch wirklich verrichten.

Bei ihrem Eintritt in die Lamaferei legen sie das Gelübde der Ehelosigkeit ab, aber natürlich halten sie dieses Eid nicht sehr streng. Bisweilen befinden sich auch Nonnenklöster, die allerdings selten sind, in der Nähe der Lamafereien. Zu den meisten derselben haben die Lamas freien Zutritt. Auch sonst haben die Lamas bei einem Ehebruch nicht viel zu fürchten; sind doch ihre Genossen und Freunde ihre Richter.

Anders ist es natürlich, wenn es sich um größere Leute handelt, besonders, wenn die Frau eines höheren Beamten mit einem Manne niederen Ranges Ehebruch treibt. Dann wird sie zur Strafe gepeitscht und der Ehebrecher aus der Stadt oder dem Lagerplatze getrieben.

In der Ehe selbst ist eine eigenthümliche Form von Vielmännerei und Vielweiberei gesetzlich anerkannt. Durch eine Heirath zwischen zwei jungen Leuten gewinnen nämlich alle Brüder des Bräutigams gleichfalls Gattenrechte an der jungen Frau und an ihren jüngeren Schwestern, die sämmtlich in der Familie des Mannes als gemeinsame Frauen gelten. Eine etwa vorhandene ältere Schwester bleibt jedoch im elterlichen Hause. Heirathet diese später, so werden ihre jüngeren Schwestern nicht davon betroffen. Wird die jüngere Schwester aber Wittve, und hat ihr Mann keine Brüder, so geht sie in das Eigentum des Mannes ihrer später verheiratheten älteren Schwester über.

Trotz dieser etwas schwierigen Verhältnisse sind die Ehen bei den Tibetern im allgemeinen ganz glücklich, wenn es auch gelegentlich vorkommt, daß ein Mann seine Frau oder seine Frauen heimlich verläßt und in eine entfernte Provinz geht.

Wenn die Tibeter auch die Priesterberufung geduldi ertragen, so doch hauptsächlich nur, weil sie in ihrem allgemeinen Stumpfsinn keine Möglichkeit zur Abschüttelung sehen. In seiner Gefangenschaft machte Lando die Bekanntschaft eines höheren Offiziers, der mit unfähiger Verachtung von den Lamas sprach; auch vorher, als er noch als vorgeblicher Pilger auf dem Wege nach Bassa war, hörte er vielfach von den unterdrückten und ausgebeuteten Eingeborenen wilden Haß gegen die Lamas und ihre Herrschaft äußern. Das Volk empfindet es recht gut, daß das Räuberumwesen, unter dem es unsagbar leidet, in engem Zusammenhang mit der Pfaffenherrschaft und ihren Mißbräuchen steht. Aber auch hier kann das Heil nicht von außen kommen; zwar wird durch Fremde, wenn China und im weiteren Verlaufe Tibet, der modernen Industrie erschlossen wird, manche fruchtbare Anregung gebracht werden. Aber die durchgreifende und endgiltige Befreiung von ihrer eingeborenen Pfaffenwirtschaft wird und kann nur das Werk der Tibeter selbst sein. —

B.

Kleines Feuilleton.

— Wohlgemeinter Rath für Auswanderer. Die Köln. Wochenchrift „Das neue Jahrhundert“ veröffentlicht folgende Reminiscenz: Im Jahre 1851 vorbereiteten die Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in New-York einen „Wohlgemeinten Rath an Deutsche, die nach den Vereinigten Staaten auszuwandern beabsichtigten“. Darin kommen folgende interessante Sätze vor: Man versorge sich nicht, auf eine gute Ueberfahrt rechnend, nur auf 30 Tage (mit Proviant, dem wenn die Ueberfahrt, wie oft, 60 Tage und noch länger dauert, muß man Proviant an Bord kaufen und theuer bezahlen. Vergütete Landleute sollten gleich vom Schiffe weg ins Innere des Landes ziehen, entweder über Neubraunschweig nach Pennsylvania und von da weiter oder über Buffalo nach Ohio, bis sie eine Gegend finden, wo sie sich billig ankaufen können. Jede Familie muß mit dem Kapitän einen schriftlichen Kontrakt abschließen, in dem sie sich Feuerzeug und Wasser zum Kochen ihrer Speisen und eine Gallon süßes Trinkwasser für die Person und jeden Tag ausbedingt, wie auch die Höhe des Passagegeldes und die in New-York zu zahlenden Hospitalgelder und sonstige Stadtabgaben schriftlich festzusetzen sind. Die Reisekosten werden so berechnet: in Deutschland „zu Fuß oder Prachtwagen“, die Verpackung eingerechnet, für Erwachsene einen halben Thaler preussisch Courant die Meile, für ein Kind einen sechsten Thaler, Ueberfahrt von Havre aus für Erwachsene ohne Beköstigung 80—150 Fr. die Person, Kinder unter 10 Jahren die Hälfte, Lebensmittel für jede Person 40 Fr., Kinder

sowohl wie Erwachsene, Ueberfahrt von Bremen oder Hamburg aus, Proviant eingeschlossen, 30—40 spanische Thaler (ein spanischer Thaler = 4 M.). Empfohlen wird den „Emigranten“, sich auf deutschen Fahrzeugen einzuschiffen und sich Matrosenloste auszumachen. Mitzunehmen sind: Wollkleider für ein Jahr, Leinwand, Wäsche, Frauenkleider, aber nur für die Reise und einige Monate Landaufenthalt, da „die hiesige Kleidungsweise von der dortigen ganz verschieden ist“, Schuhe, Stiefel, Bettzeug und Riemen. Unterwegs muß man „das Alte und Schlechte tragen, jedoch möglichst reinlich im Waschen der Wäsche sein, weil das zur Gesundheit beiträgt“. Nicht mitbringen soll man Bettstellen, Möbel, Wagen, Ackergeräthschaften und Werkzeuge, da der Transport kostspielig ist und die Reise beschwerlich macht, auch drüben dies alles ebenso gut und dem Lande und Gewerbe besser anpassend angeschafft werden kann. Der „Wohlgemeinte Rath“ schließt mit einer „Liste einzulegender Lebensmittel“, nämlich: 80 Pfund gesalzenes Ochsenfleisch, 100 Pfund hartes Brot oder Schiffszwieback, 2 Scheffel Kartoffeln, 25 Pfund Reis, 25 Pfund Mehl, 1 Scheffel Erbsen oder Bohnen, 20 Pfund Zucker, 1 Pfund Thee und 3 bis 4 Pfund Kaffee, für die ersten Tage auch etwas frisches Fleisch und Gemüse. Bei einer Familie von acht Köpfen richtet man sich auf sechs Nationen ein, (denn Kinder) essen zuweilen an Bord mehr! —

Theater.

—r. Schiller-Theater. Wolzogen's Tragikomödie „Das Lumpengesindel“ ist immerhin eine harte Nuß für eine Bühne von nicht allererstem Rang. Viel sorgfältige Detailmalerei wird da verlangt und vollkommene Fähigkeit, die grellen Farben einer Anzahl unruhiger Einzelbilder harmonisch aneinander zu fügen. Nicht völlig zwar ist diese Aufgabe dem Schiller-Theater gelungen, aber doch so, daß mit gutem Gewissen von einem Achtungserfolg gesprochen werden kann. Eine kleine literarische Gruppe, die sich mächtig für den anwesenden Dichter engagirt hatte, zog allerdings in Siegesstimmung von dannen, als Herr Wolzogen so gefällig gewesen war, über ihre Jubelrufe vor der Rampe zu quittiren. Minder enthusiastisch gab sich das gute, treue Stammpublicum. Es empfand die erwähnten Kundgebungen als einen Anlaß zum Hausfriedensbruch; die lieben Leute amüsirten sich zwar an ihre Weise über die vielen späßigen Vorgänge im Stück, wurden aber von seiner bitteren Grundstimmung nicht sonderlich ergriffen und murrtun daher in sich über den gehörten Lärm.

Solcher Zwiespältigkeit gegenüber thun die Künstler wohl am besten, ihre Befriedigung in der eigenen Hingabe zu suchen. Durch lebhaftes und erfolgreiches Bemühen ragte vor allem Fel. Wiede in der schwierigen Rolle der Frau Else hervor. Das schriftstellernde Brüderpaar wurde von den Herren Patry und Gregori recht glücklich dargestellt. Vortrefflich gelang den Mitwirkenden die Wiedergabe der lustigen Schmauszene im zweiten Acte. —

Kunstgewerbe.

—h. Im Lichtthofe des Kunstgewerbe-Museums ist eine Sonderausstellung „Die Kunst im Buchdruck“ eröffnet, die durch die Reichhaltigkeit ihres Materials und die Sorgfalt der Auswahl Beachtung verdient. Die Ausstellung ist auch gut geordnet, und ein kleiner „Führer durch die Sonderausstellung“ etc., der von dem Direktor der Bibliothek des Kunstgewerbe-Museums, W. Jessen, verfaßt ist, giebt einen guten Ueberblick über die Geschichte des künstlerischen Buchdrucks. (Preis 20 Pf.) Von dem geschriebenen Buch des späteren Mittelalters bis zu den Erzeugnissen der Kelmscott Press und des modernen deutschen Buchdrucks sind alle Perioden in Beispielen vertreten, und es gewährt einen eigenen Genuß, diese Entwicklung zu verfolgen. Besonders Interesse werden die ältesten Drucke mit ihren kräftigen Buchstaben und schönen gemalten Initialen erwecken. Die moderne Abtheilung zeigt, daß man jetzt wieder eifrig daran geht, das Buch als Ganzes zu einem Kunstwerk zu machen. Gelegentlich der Illustratoren-Ausstellung war von diesen Anfängen an dieser Stelle bereits die Rede. Es handelt sich hier aber nicht nur um die durch künstlerische Darstellungen reich verzierten Werke, wie die der Kelmscott Press, die in Anlehnung an den alten Stil entworfen sind, sondern ebensowohl um die einfachere, aber gewerblich wichtigere Tendenz, ein Buch rein durch die Wahl eines guten Papiers und schöner klarer Drucktypen, durch die Anordnung der Schrift zu einem geschlossenen Textbild, durch einen technisch guten Einband und meist auch durch einen gut gezeichneten und passenden Umschlag geschmackvoll auszustatten, eine Tendenz, die in den Buchausstattungen moderner Lyriker am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Der „Pan“ und die „Jugend“ haben auf diesem Gebiet in Deutschland bahnbrechend gewirkt; es ist daher gerechtfertigt, daß ihren Leistungen ein so großer Raum zugestanden wurde. —

Erziehung und Unterricht.

—k. Ueber die Entwicklung der Freien Vorlesungskurse (Free Lectures) für das Volk in New-York bringt „The Cosmopolitan“ einen interessanten Bericht. Im Jahre 1888 wurde der Erziehungsrath bevollmächtigt, freie Vorlesungskurse für Arbeiter und Arbeiterinnen einzurichten; 15 000 Dollars wurden ihm zur Ausführung bewilligt. Es wurden zunächst Vortragszyklen über Physiologie, Hygiene, Physik, Geschichte und Staatswissenschaft eingerichtet. Von Januar bis April 1889 wurden in sechs Schulhäusern

in den dichtest bevölkerten Theilen der Stadt 186 Vorlesungen gehalten; 22 140 Personen nahmen insgesammt daran theil, so daß auf jede Vorlesung 119 Personen kommen. Das nächste Jahr brachte indessen eine Enttäuschung. Bei 329 Vorlesungen, die von Oktober bis April gehalten wurden, kam auf je eine Vorlesung nur eine Zuhörerschaft von 81 Personen. Durch die nunmehr betriebene energichere Agitation, durch genauere Ankündigungen und durch Einführung von Vorlesungen mit Experimenten gelang es dann aber, einen außerordentlichen Aufschwung herbeizuführen. Die Zuhörerschaft nahm schon im folgenden Jahre um 50 000 Personen zu, obgleich 144 Vorlesungen weniger gehalten wurden; und nun vergrößerte sich die Zahl der Vorlesungen wie der Zuhörer von Jahr zu Jahr. Im letzten Winter wurden nicht weniger als 1866 Vorlesungen vor 698 200 Personen gehalten. Die Dozenten erhielten 10 Dollars für jede Vorlesung. Auch in Chicago geht man jetzt daran, das New-Yorker System zu übernehmen; die Universität ist bereits mit dem Erziehungsrath in Verhandlung getreten. —

Völkerrunde.

g. Ueber die wenig bekanten Völkerschaften im Nordosten Sibiriens, namentlich über die Tschuktischis, hielt N. V. Gonodatti, der in den letzten drei Jahren in jenen Gegenden als Kreisvorsteher fungirte, am 24. Oktober im Historischen Museum zu Moskau einen Vortrag. Die erste Bekanntschaft der Russen mit den Tschuktischis datirt vom Jahre 1644, als einige Kosaken in das weit entlegene nordöstliche Gebiet Sibiriens vordrangen und dort einige Festungen errichteten. Seitdem hatten die russischen Eroberer viel mit den kriegerischen Tschuktischis zu schaffen. Oft genug wurden die Eindringlinge von den äußerst tapferen Nomaden überfallen und wieder aus diesen Gebieten vertrieben. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber wurde die Russisch-Amerikanische Gesellschaft für den Walfischfang gegründet, welche die zerstörte Festung in Anadio wieder aufbaute und Handelsbeziehungen mit den Tschuktischis anknüpfte. Bis zu den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts war hier ein ziemlich weit ausgedehnter Tauschhandel im Gange. Mit der Abtretung der russisch-amerikanischen Besitzungen an die Vereinigten Staaten ist dieser Tauschhandel aber zurückgegangen, seitdem wurde jenes Gebiet von den Handelsexpeditionen wenig berücksichtigt. Darauf ist auch die mangelhafte Kenntniß des kulturellen Lebens der dort wohnenden nomadirenden Völkerschaften zurückzuführen. Man findet bei ihnen noch Ueberbleibsel der vorhistorischen Kultur; die meisten Werkzeuge sind primitivster Art: aus Stein und Knochen. Einen Feueranzünder stellt ein Holzblock dar, der die Form einer Menschenfigur hat; mit einem Knochenstabe wird er so lange gerieben, bis er Funken giebt. Die Tschuktischis wohnen in kleinen Erdhütten (Jurten). Sie glauben, daß die Ahnen-seelen in der Nachkommenschaft wieder auflieben. Vor der Entbindung wird jede Frau zum Schaman (Priester) geführt: er soll feststellen, ob ein Knabe oder Mädchen geboren wird. Sieht der Schaman im Traum einen Mann (den wieder aufliebenden Ahnen), so trägt der Neugeborene einen männlichen Namen, selbst wenn es ein Mädchen ist. Bei jeder Krankheit werden die Namen gewechselt, um die bösen Geister zu täuschen. Als Resultat dieses Glaubens ist ein großer Wirrwarr der männlichen und weiblichen Namen entstanden, der jede Volkszählung beträchtlich erschwert. Die Tschuktischis besitzen eine ziemlich komplizierte Mythologie: eine Reihe guter Götter sowie eine Reihe böser Geister. Letzteren werden Opfer gebracht, Stücken Speise zugeworfen u. s. w. Früher waren auch Menschenopfer im Gange, und noch jetzt wird es zuweilen für notwendig gehalten, als Opfer einige Tropfen Blut vor dem Geiste zu vergießen. Die Gestorbenen werden aus der Jurte durch einen besonderen Ausgang hinausgetragen und an einen einsamen Ort gebracht. Dort werden die Leichen gewöhnlich aufgeschnitten, um die Todesursache festzustellen, wozu besondere Handschuhe mit vier Fingerringen angezogen werden. Wenn der Verstorbene schnell von Füchsen, Hunden oder Vögeln verzehrt wird, so gilt es als gutes Zeichen; wenn nicht, so müssen Versöhnungsopfer gebracht werden. Epidemien wüthen sehr oft unter den Tschuktischis, namentlich Pocken. Ein originelles Werkzeug zum Selbstmord wurde von dem Vortragenden vorgezeigt. Es ist eine Wurfschlinge aus Reinthiersehnen. Die Tschuktischis glauben, daß wer eines gewaltsamen Todes stirbt, ein besseres Schicksal im Jenseits erfahren wird. Daher ist es Sitte, Greise (mit ihrem Einverständnis) zu tödten. Die Kinder werden bald nach ihrer Geburt in Eiswasser oder Schnee getaucht, damit sie sich an das kalte Klima gewöhnen. Ebenso werden sie gegen den Rauch in der Jurte unempfindlich gemacht, indem man sie in Hirschfell wickelt und über einen rauchenden Scheiterhaufen hält, bis sie zu weinen aufhören. Unter den Tschuktischis herrscht die Polygamie. Interessant ist die Art der Frauenwahl. Ein Tschuktisch kommt in die Jurte, in der das von ihm gewählte Mädchen wohnt, und ohne mit jemandem ein Wort zu reden, tritt er in die Wirtschafft ein, nach einem oder zwei Jahren theilt er dem Mädchen seine Absicht mit; wenn das Mädchen seine Werbung nicht erhört, reißt er sofort ab und wird Gegenstand des Gelächters in der ganzen Umgegend. —

Aus dem Thierreiche.

— Die Thierwelt der Sinaiüste. In der Jahresversammlung der deutschen ornithologischen Gesellschaft hielt Prof. König

einen Vortrag über die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise nach dem Sinai. Die „Vossische Ztg.“ berichtet darüber: Mit 25 Arabern brach der Reisende von Suez auf. Die kleine Karawane, welche 20 Kameele mit sich führte, durchzog zunächst drei Tage lang ein entlegenes, einförmiges Wüstengelände, wo keine Pflanze, kein Thier vorhanden war. Höchstens sah man einmal den Trjabell-Steinschmäger und eine Wüsteneidchse. Näher am Sinai trat hier und da der Wüstenrabe auf, in den tiefen Wadis, welche mit Tamarisken bewachsen waren, ließ sich die braunbürzige Felsentaube sehen, Dattelpalmen und Feigen wuchsen um die Oase des Wadi Firan, wo 3500 Beduinen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Hier lauschte König den melodischen zweifelhigen Kufen der schwarzen, weißschulterigen Wüstenfiedrosfel, welche sich in den Mazienhamen aufhält. Lämmergeier umflogen in vielen Exemplaren die Felskuppen und waren dort häufiger als die Mönchs- und Lasgeier. Wüstenlerchen, Mönchs-Steinschmäger, Grasmüden, belebten die Thäler, und am Gebel Zehal wurde der Sinaigimpel auf rothfarbigem Granit in 1500 Metern Höhe festgestellt. Neben dem Wüstenraben tritt hier die Wüstenkrähe auf, welche im Hochgebirge des Sinaistodes bis 2500 Meter Höhe sich findet. Hat man das Gebirge nach Norden überschritten, so gelangt man in ein Wüstenland, dessen Durchquerung der Reisenden ganze Energie in Anspruch nahm. 40 Tage wanderte die Karawane, arg belästigt am Tage durch das Behen des Samum bei 55 Grad Celsius Wärme und in der Nacht durch außerordentlich starkes Fallen der Temperatur. Nördlich von der Thi-Kette ändert sich das Aussehen des Geländes erheblich und mit ihm die Zusammensetzung der Thierwelt. Während der Sinai und die Südspitze der Halbinsel in ihrer Fauna zu Arabien und Mittel-Egypten gehören und eine ganze Reihe von hier lebenden Thierformen aufweisen, ist der nördliche Theil der Halbinsel von Thieren bewohnt, welche denen der südöstlichen Mittelmeerländer ähnlich sind. Weihen, Lerchen, Ammern treten auf, Buntperlte und Turkeltauben erscheinen. Im ganzen sammelte König 109 Vogelarten. —

Humoristisches.

- Ein Schwergewürfter. Tante: „Hier, Kesse, trinke einen Schnaps zum Trost!“
Kesse (nachdem er getrunken): „Tante, ich brauche noch mehr Trost!“ —
- Aus einer modernen Lokalchronik. ... Nachdem die Frau ihr Ansichtspostkarten-Album aus dem brennenden Hause gerettet, brachte sie auch ihre Kinder in Sicherheit. —
- Druckfehler. „O theuere Lucie“, sagte er, „wenn ich Dich in meinen Armen halte, fühle ich eine Hammelseligkeit.“
(„Reggend. hum. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

- Im Monat September d. J. sind 121 Schiffe, und zwar 100 Segelschiffe mit 42 726 und 21 Dampfer mit 15 988 Registertons, verloren gegangen. Unter diesen befanden sich 4 deutsche Schiffe, 3 Segler und 1 Dampfer. —
- y. Ein seltsames Naturpiel, eine Kuh mit fünf Weinen, wurde in Hujum zum Verkauf gebracht. —
- In der Kreisynode, die in der vergangenen Woche in Eisleben tagte, ließ sich ein Diakonus ungefähr so vernehmen: Es sei an der Zeit, die alten Kirchenstrafen wieder einzuführen. Der Sünder solle nicht mehr unter den Fronnen und Gottesfürchtigen sitzen, der gehöre auf die Sünderbank. In seiner früheren Stellung (allerdings einem Dorfe an der äußersten Grenze Posen's) sei das so gehandhabt worden, und er erimere sich noch sehr wohl, wie der Oberförster längere Zeit auf der Armejünderbank habe sitzen müssen. —
- Der Schnellzug Köln-Basel entgleiste auf der Station Rohrbach. Vier Personen wurden verwundet. —
- Bei der Station Szepesjombat (Ungarn) entgleiste infolge Achsenbruchs ein Personenzug. Der Streckenauffseher wurde getödtet, der Lokomotivführer und der Heizer wurden schwer verletzt; ein Passagier wurde leicht verwundet. —
- In Frankreich wurden im Jahre 1897 am Totalisator 214 Millionen verwettet. Der Staat bezog 4 276 756 Frcs. als Antheil. —
- In London wird demnächst eine Anstalt vollendet, die dazu dienen soll, alle nur denkbaren Materialien, insbesondere aber Baumaterial, auf die Brennbarkeit zu prüfen, und dadurch feststehende Werthe in dieser Beziehung zu schaffen. —
- Ein sechzehnjähriges Mädchen hat unerkannt als Schiffsjunge eine ganze und eine halbe Seereise zwischen England und Amerika mitgemacht. —
- Für zwei Millionen Dollars ließ ein Amerikaner sein Leben bei einer New-Yorker Gesellschaft versichern. Die Prämie beträgt 100 000, der Agent bekommt 75 000 Dollars. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 6. November.